

Christopher Stahl

TÖDLICHE

VERANLAGUNG

Steuerberater-Krimi

nwb

VERLAG NEUE WIRTSCHAFTS-BRIEFE · HERNE/BERLIN

## Zum Buch

Darius Schäfer, 54, ausgestattet mit einem mitunter etwas sarkastischen Naturell, ist Steuerberater im schönen Rheinhessen und immer für seine Mandanten da; selbst mitten in der Nacht, wenn sein Mandant und bester Freund Horst Scheurer anruft, weil er dringend Hilfe braucht. Als er seinen Freund später unter mysteriösen Umständen tot auffindet, begibt Schäfer sich auf eigene Faust auf die Suche nach dem Täter. Dabei gerät er in einen Strudel von verwirrenden Ereignissen, begegnet zwielichtigen Gestalten und gerät schließlich selbst in Lebensgefahr. Im Laufe seiner Ermittlungen muss der von seinem Beruf geknechtete Schäfer feststellen, dass auch für ihn, den zahlen- und steuerrechtsgläubigen Analysten, über diesen Kriminalfall hinaus Emotionen und Intuition überlebenswichtig sind. Er darf aber auch schließlich das Leben vor dem Tod für sich entdecken.

## Zum Autor

Christopher Stahl (Pseudonym) lebt mit seiner Familie in Rheinhessen. Er ist ein renommierter Autor von Praktiker-Literatur für Steuerberater. *Tödliche Veranlagung* ist sein erster Roman.

## Die Hauptpersonen

<b>Darius Schäfer</b>	Steuerberater und Held mit tragischen Zügen
<b>Carlo Dornhagen</b>	Betriebsprüfer mit menschlichen Zügen
<b>Irene Dengler</b>	Sekretärin mit den Zügen einer erbarmungslosen Dienstleisterin
<b>Horst Scheurer</b>	Freund und Mandant von Darius Schäfer und frühes Opfer
<b>Helen Scheurer</b>	trauernde Witwe
<b>Patrick Göllner</b>	Witwentröster
<b>Don Jorge</b>	} Zigeuner aus Sevilla
<b>Estrella Lavantes y familia</b>	
<b>Heinz Hasslacher</b>	} Finanzmakler, wie man sie sich im schlechtesten Sinne vorstellt
<b>Georg „Schorchi“ Brandner</b>	
<b>Mag. Jonas Rebner</b>	
<b>Christian Doss</b>	Polizeiobermeister
<b>Heribert Koman</b>	Kriminalhauptkommissar
<b>Beatrice Schäfer</b>	geschiedene aber nicht vergessene Ehefrau von Darius Schäfer
<b>Mark</b>	} erwachsene Söhne von Darius Schäfer
<b>Marius</b>	



# I.

**Donnerstag, 11. Juli**

Carlo Dornhagen ist Außenprüfer im Finanzamt Alzey, einem weinseligen Kreisstädtchen in Rheinhessen. Ruhig, fair und trotzdem integer ist Dornhagen die personifizierte Widerlegung gängiger Vorurteile gegenüber den Angehörigen dieser ministeriell sanktionierten AO-Mischpoche.

Und dieser Carlo Dornhagen war auf einmal wie ausgewechselt. Plötzlich trug er eine Brille, durch deren dicke Gläser er mich mit bizarr vergrößerten Augen zornfunkelnd und wild anstarrte. Er ähnelte der Romanfigur des Dr. Jeckyll, die – zu Mr. Hyde mutiert – wie eine Furie wütete. Schaum trat vor seine Lippen; seine Finger wirbelten krakententakelgleich durch die Unterlagen meines Mandanten. Dabei murmelte er mehr oder weniger unverständliche Worte. Sie klangen wie: „geldwerter Vorteil, Umsatzsteuerverkürzung und Mehrergebnis“.

Noch vor einer halben Stunde hatte ich neben ihm am Schreibtisch im Prüferzimmer meiner Steuerberatungskanzlei gestanden. Gemeinsam hatten wir die Unterlagen, zu denen er einige Fragen hatte, begutachtet. Das Gesicht mir zugewandt hatte er zugehört und verständnisvoll genickt. Bedächtig und aufmerksam registrierte

er meine Erläuterungen; eben so, wie ich es von ihm gewohnt war.

Was war nur plötzlich in ihn gefahren, dass Dornhagen sich so aufführte? Er, den ich doch bisher immer nur freundlich und umgänglich erlebt hatte! Was hatte ich getan, um seinen Zorn über mein unschuldiges Haupt zu entladen? Oder war ich gar nicht so unschuldig?

Mich beschlich das beunruhigende Gefühl, er kenne die privaten, vor allem aber beruflichen Abgründe meiner Seele. Hatte ich nicht erst kürzlich wieder einen Mandanten mit der flachen Floskel: „Na ja, wir lassen das mal so stehen und warten ab, ob das bei der Betriebsprüfung auffällt“, zu beruhigen versucht? Aber das macht schließlich jeder, das ist doch eine Bagatelle!

Trotzdem, die Ungewissheit beunruhigte mich und meine Unruhe eskalierte zu Panik. Was hatte er rausgefunden? Ein heftiger Schweißausbruch und Herzrasen signalisierten den Höhepunkt meines Adrenalinausstoßes.

Verunsichert wandte ich mich ihm zu. Ich musste feststellen, was die Ursache dieses ungewohnten Auftritts Dornhagens war. Da klingelte das Telefon.

Dabei hatte ich meine Sekretärin, Frau Dengler, ausdrücklich gebeten, keine Telefonate in das Prüferzimmer durchzustellen. Hier ein Betriebsprüfer in Werwolfgestalt, draußen eine unzuverlässige Sekretärin – kein Wunder, dass ich seit Monaten von eklatanten Schlafstörungen geplagt wurde!

Das Telefon wurde lauter, realer. Zuerst hörte ich es noch wie im Fieberwahn, hohl, dumpf, bedrohlich – wie ein Nebelhorn. Langsam, wie in der Zeitlupe, sah ich mich selbst auf den Apparat zugleiten, ohne Bodenberührung, wie ein Geist.

Mit bleiernem Arm ergriff ich den Hörer: „Ja?“

Meine Stimme war belegt, ein Schleimbrocken saß quer, ich räusperte mich und setzte nochmals an:

„Ja, Schäfer?“

Ich war nun wacher und setzte mich auf. Der Albtraum mit Dornhagen war verscheucht und ein noch größerer sollte seinen Anfang nehmen. Ich wusste es nur noch nicht.

„Darius, hier ist Horst.“

Ich konnte zunächst die sich überschlagende Stimme meines Freundes nicht einordnen. „Wer?“

„Horst, verdammt noch mal, Horst Scheurer!“

Ein Seitenblick auf meinen Radiowecker gab mir die ärgerliche Gewissheit: Es war 3 Uhr 27. Wäre es keine digitale Anzeige, sondern eine Uhr mit Zeigern gewesen, ich hätte meinen Augen wahrscheinlich nicht getraut. Nun war ich hellwach. Und nicht nur das. Ich war zornig!

„Du solltest Bescheuert und nicht Scheurer heißen; es ist halb vier, du Tränentier! Ich hoffe, du hast einen guten Grund, mich aus dem Tiefschlaf zu reißen.“

Einerseits hätte ich Horst zwar dafür dankbar sein müssen, dass er mich vor der Fortsetzung dieses bizarren Traumes bewahrt hatte, aber andererseits fiel es mir

schwer, das in diesem Augenblick zuzugeben. Stattdessen geriet ich langsam in Fahrt.

In Momenten wie diesen bestätigte sich das Urteil, das irgendjemand einmal mit einem Seufzer tiefster Verzweiflung über mich gefällt hatte: „Schäfer, wenn Sie Diplomat wären, hätten wir schon den Dritten Weltkrieg hinter uns!“

Ich fuhr also mit meiner Tirade fort: „Es ist mir sehr wohl bekannt, dass nach gängiger Meinung jeder Steuerberater mit einem goldenen Löffel im Mund herumläuft und dass er das nur ausgebeuteten Mandanten wie dir zu verdanken hat. Ich bin halt ein professioneller Schmarotzer, der sich an der undurchschaubaren Steuergesetzgebung dumm und dämlich verdient.“

Ich weiß auch, dass ich für diese Mandanten immer und jederzeit verfügbar sein muss. Ob während der Tagesschau, bei der Geburtstagsfeier, bei der Bescherung an Weihnachten oder beim Poppen. Jeder kann mich stören, wann immer es ihm einfällt. Selbst eine Prostituierte hat einen geregelteren Feierabend als ich! Aber ich bin ja selbst dran schuld. Musste ich auch unbedingt die Kanzlei meines Vaters mit seiner verwöhnten Klientel übernehmen? Schreiner, Maurer oder Kneipier, sind schließlich auch ehrenwerte und wunderschöne Berufe.

Aber du, mein Sohn Brutus, von dir dachte ich, dass du mein Freund bist und dass wenigstens du mir meine Nachtruhe gönnst. Ich hoffe im Interesse dieser soeben zitierten Freundschaft, dass du einen guten Grund für deine Dreistigkeit hast.“



Das Stakkato, in dem ich diesen Monolog hielt und das selbst einen Pater Leppich in seinen besten Zeiten zu einem Aphasiker deklassiert hätte, zwang mich, meinen Redefluss zu unterbrechen um Luft zu holen.

„Darius“, nutzte Horst die kurze Pause, „die Sache ist ernst!“

Ich wurde hellhörig. Es hätte Horsts Art eher entsprochen zu „hinterfragen“, wann bei mir das letzte Mal die potenzielle Möglichkeit bestanden hätte, mich beim Liebespiel zu stören, und mir vorzuwerfen, dass es bei mir keine halbwegs zivilisierte, intelligente und geistig funktionierende Frau länger aushielte, als meine gefechtsmäßige und taktische Balzzeit dauerte.

„Darius, ich habe gewaltige Probleme. Die machen mich fertig. Mit denen ist nicht zu spaßen. Die wollen mir ans Leder!“

Seine anfänglich noch ruhige Stimme bekam etwas Gehetztes, das eine erschreckende Steigerung erfuhr und mir bei dem ansonsten so unbekümmerten Horst fremd war. Er musste ganz schön in der Bredouille stecken.

„Ich brauche Deine Hilfe“, sagte er eindringlich, „sofort ... bitte. Steh auf, mach mir einen Cappuccino! Ich bin schon auf dem Weg zu Dir.“

Bevor ich nachfragen konnte, ob es sich um das Thema unserer Unterredung von letzter Woche handelte, hatte er bereits aufgelegt.

Es konnte ja eigentlich nur um die eine Sache gehen. Ich hatte ihn nachdrücklich gewarnt, sich auf solche Geschäfte einzulassen – noch dazu mit solchen Gestal-

ten, wie er sie mir geschildert hatte. Von irgendwem wollte er sich auch noch das Geld leihen.

Horst lernte immer wieder fragwürdige und obskure Typen kennen. Er schien dazu verdammt zu sein, ständig Lehrgeld zu zahlen, ohne jemals etwas dazuzulernen. So war es doch auch mit Helen. Eigentlich hätte er sie niemals heiraten dürfen.

Verflucht, weshalb musste ich gerade jetzt an Helen denken, an sie, die mir so zu schaffen machte. Sie war die Frau eines anderen und allein schon deshalb für mich tabu – basta! Ich wischte den Gedanken fort und flüchtete mich stattdessen in Aktivität.

Horst wohnte in Bad Kreuznach in Richtung Bad Münster am Stein, in der Nähe der Salinen. Bei Nacht brauchte er maximal 15 Minuten bis zu mir. Also sprang ich aus dem Bett, nahm eine Dusche und zog mir das über, was gerade so im Schlafzimmer verteilt herumlag.

Ich lächelte, als ich dabei an Beatrice denken musste. Sie hätte mir jetzt wieder eine ihrer unsterblichen Szenen gemacht, wenn sie diesen „widerlichen Schweinestall“, wie sie mein planvolles Kleidungschaos zu bezeichnen pflegte, gesehen hätte. Anfänglich hatte ich sie noch damit aufgezogen, indem ich ihre schauspielerischen Leistungen gewürdigt und sie als „rhein Hessische Duse“ bezeichnet hatte. Das hatte sie jedoch nur noch mehr in Rage gebracht. Aber ich hatte das damals nicht so ernst genommen. Oh, wie sehr ich doch jetzt diese Ausbrüche vermisste, die ich zum Ende unserer 22-jährigen Ehe gar

nicht mehr erheiternd gefunden hatte, die ich letztlich verabscheut und gefürchtet hatte. Ach, Beatrice! Ich seufzte schwer. Nicht nur im Haus war es so still und leer, seitdem sie fort war, auch in mir.

Ich ging nach unten in die Küche. Im Flur kam ich an meinen Hunden vorbei. Sie wussten, dass es noch nicht Tag war, sonst hätten Sie vor unbändiger Wiedersehensfreude mit ihren schweren Ruten den Bauernschrank traktiert wie die Bassdrum eines Schlagzeuges. Ihr Chef war schließlich endlose viereinhalb Stunden in dem geheimnisvollen Obergeschoss, welches sie noch nie hatten betreten dürfen, verschwunden gewesen. Aber so blickten sie nur schläfrig auf, wedelten ein schwaches Erkennungszeichen, klappten die Augenlider nach unten und setzten mit ruhigem und gleichmäßigem Atmen ihren wachsamem Schlaf fort.

Die Kaffeemaschine anzuwerfen, war ein Routinegriff. Die Milch würde ich erst in zehn Minuten aufschäumen, weil sie sonst wieder zusammenfallen würde.

„Ja wer bin ich denn eigentlich?“ hörte ich mich plötzlich laut sagen. Und nicht nur ich, sondern auch meine Hunde reagierten verstört. Ihre Köpfe ruckten aufmerksam nach oben.

„Habe ich eine Halbweltkneipe, dass man mich mitten in der Nacht anruft und auch noch Bestellungen aufgibt?!“

Ich stemmte meine Fäuste in die Hüften und stapfte in der Küche auf und ab wie ein trotziges Kleinkind.

„Einen Cappuccino hätten der Herr gerne! ‚Mach mir einen Cappuccino‘, haben Hochwohlgeboren befohlen. ‚Mir‘, hat er gesagt, nicht ‚uns‘. Vielleicht auch noch abgefeilten Würfelzucker in den Allerwertesten gepustet?“

*Provokative Rhetorik* nennt man das. Manche nennen es in Verkennung der Sachlage *Sarkasmus* und erkennen nicht die Schutzfunktion, sondern betrachten es als Kriegserklärung. Diese Art der Reaktion ist eine meiner kennzeichnenden Eigenarten, die meinen Freundeskreis auf die überschaubare Anzahl von einer Person reduziert hält. Sie ist Teil meiner Mentalität und hilft mir über so manches hinweg. *Sie hilft mir* – ganz einfach!

Und dann funktionierte es auch schon: Eben noch verärgert, musste ich jetzt lachen und machte mich an Horsts Bestellung. Er musste nun jeden Augenblick kommen. Ich horchte nach draußen auf die Straße, um ihn nicht zu überhören. Um diese Zeit sind nur selten Autos bei uns im Ort unterwegs. Die Nachbarn schliefen und ich wollte nicht, dass Horsts Ankunft unnötigen Lärm machte.

Aber er kam nicht. Inzwischen war es schon vier Uhr. Ich saß am Küchentisch, hatte meinen ersten Cappuccino bereits ausgetrunken und wartete auf meinen übelsten Mandanten und einzigen und besten Freund.

Eine vertraute und dennoch merkwürdige Stimmung bemächtigte sich meiner: der Übergang zwischen Nacht und Tag – diese scheinbare Unwirklichkeit, dieses Gefühl, sich in einem Niemandsland zwischen lebendiger Realität und einer irrationalen Scheinwelt zu befinden. Teil-

weise liebte ich diese Empfindung, als vertrautes Relikt meiner im Unterbewusstsein verschütteten Kindheit; teilweise bedrückte sie mich, da sie klares und nüchternes Denken nicht zuließ. Ängste lenkten meine Gedanken. Horst müsste doch schon längst da sein.

„Die machen mich fertig. Mit denen ist nicht zu spaßen“, hatte er am Telefon gesagt, „die wollen mir ans Leder!“

Das war doch nichts weiter als eine Phrase, fuhr es mir durch den Kopf, damit hatte er gewiss nur gemeint: „Die bestehen auf ihrer Vereinbarung mit mir und wollen jetzt schnellstmöglich ihr Geld zurück.“

Oder war das vielleicht doch kein Gefasel und die Sache war ernster, als ich zuvor noch gedacht hatte? Ich wählte seine Handynummer, mit dem Resultat, dass mir eine sinnliche Frauenstimme anriet, eine Nachricht auf der Mailbox zu hinterlassen.

Ob ich zu Hause bei ihm anrufen sollte? Dann würde ich aber Helen wecken und beunruhigen. Er hatte sie bei seinem Telefonat mit keinem Wort erwähnt, also konnte ich davon ausgehen, dass sie immer noch nicht in seine Transaktionen eingeweiht war, obwohl ich ihn ausdrücklich darum gebeten hatte. Wenn sie aber nun auch in Gefahr war? Verdammt, Horst, in welche Situation bringst du uns, bringst du mich?! Vor allem aber: Wo *bleibst* du?

Ich sah aus dem Küchenfenster. Inzwischen war es so hell geworden, dass ich die Weinberge, die an unsere Ortschaft grenzen, ausmachen konnte. Ihre Konturen

hoben sich mehr und mehr von dem fahler werdenden Nachthimmel ab.

Während ich noch rätselte, was ich tun konnte, erlöste mich endlich die Haustürklingel aus meiner wirren Grübelei. Erleichtert streckte ich den Kopf aus dem Fenster, um Horst mit einer „innigen“ Anzüglichkeit zu empfangen.

„Sag mal ...“, weiter kam ich nicht, denn nicht Horst, sondern ein Streifenwagen parkte vor meinem Hoftor und ein Polizist war ausgestiegen, der mich mit ernstem Blick fixierte.

\* \* \*